

«Der Bund», 1.4.2016

## «Schweizerdeutsche» fürs Büro gesucht

«Muttersprache: schweizerdeutsch» – diese Anforderung stand neulich in einem Stelleninserat. Das wird man so verstehen müssen, dass sich nur bewerben sollte, wer mit einer Deutschschweizer Mutter gesegnet ist oder in der frühen Kindheit sonst jemanden als nächste Bezugsperson hatte, der Schweizerdeutsch redete, einen stark präsenten Vater vielleicht. Ausserhalb des Sprachgebiets oder in einer sprachlich gemischten Familie aufzuwachsen, wäre demnach noch kein Ausschlussgrund. Wohl aber, wenn jemand zwar hier aufgewachsen wäre und perfekt Schweizerdeutsch gelernt, aber zuhause als Erstsprache etwas anderes mitbekommen hätte – sei es Deutsch in hochdeutscher Form, eine andere Schweizer Sprache oder eine ausländische.

Es sieht ganz danach aus, als hätte der Betrieb jemanden mit Deutschschweizer Stallgeruch gesucht, aber so kann man das ja nicht in ein Inserat schreiben. Jedenfalls geht aus dem Stellenbeschrieb nicht hervor, dass die Arbeit eine mit der Muttermilch eingesogene Perfektion im Schweizerdeutschen verlange. Vielmehr soll da jemand frisch ab Handelsschule in allen kaufmännischen Bereichen ausgebildet werden. Dass dies den Lehrmeistern auf Schweizerdeutsch leichter fällt als auf Hochdeutsch, glaubt man gern, obwohl Letzteres ja ebenfalls zu so einer Ausbildung gehören würde. Damit hätte man auch den Einstieg ins Inserat anders formuliert als (in der männlichen Variante) so: «Wir suchen ein Büropraktikant.»

Ginge es um die Verständigung im Betrieb oder mit Kunden, so müsste man sich fragen, welches Schweizerdeutsch denn genehm wäre: Jenes aus dem Oberwallis würde wohl mehr praktische Probleme bereiten als, sagen wir, Liechtensteinisch. Ein normiertes Schweizerdeutsch, wie es eine «Schwizer Schproch-Biwegig» in den Dreissigerjahren auch für den schriftlichen Gebrauch einführen wollte, gibt es ja zum Glück nicht. Sonst hätten wir den leichten Zugang zum gesamten deutschen Sprachraum eingebüsst und nicht zuletzt auch den Miteidgenossen anderer Zunge zugemutet, statt Deutsch ein kleinräumiges Standard-Schweizerdeutsch zu lernen.

Dass das gesprochene Deutsch auf beiden Seiten des Rheins ähnlich klingt und dass es in einem (fast) gleichen Standard geschrieben wird, sind für den Sprachwissenschaftler Ulrich Ammon die Gründe, Schweizerdeutsch nicht als eigene Sprache einzustufen, sondern eben als Dialekt, genauer als Sammelbegriff für eine Vielfalt von Dialekten. Er tut dies im monumentalen Werk «Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt» (De Gruyter, 2015). Es geht ihm dabei nicht um eine Herabsetzung der Dialekte, sondern um ihre Gemeinsamkeiten und sogar um die Vielfalt im gemeinsamen Sprachstandard: Ammon ist Mitautor des «Variantenwörterbuchs des Deutschen», das namentlich schweizerischem und österreichischem Wortgebrauch breiten Raum gibt.

Folgerichtig stellt sich der Autor der verbreiteten Ansicht entgegen, Hochdeutsch sei für Deutschschweizer eine Fremdsprache. Zwar zeigt er Verständnis fürs Bedürfnis, sich von Deutschland abzugrenzen, nicht aber für die Abneigung oder gar Weigerung mancher «Schweizerdeutschen» (sic!), mit Deutschen oder Anderssprachigen Hochdeutsch zu sprechen. So weit, so richtig, nur postuliert Ammon auch eine «deutsche Ethnie», unter anderem gegründet auf den «Glauben an eine gemeinsame Sprache». Als Beleg dient ihm sogar ein anekdotischer Bericht, «Romans» (sic!) bezeichneten mitunter Deutschschweizer als «Allemands», «was sich ja nur im ethnischen Sinn verstehen lässt». Ein Fehlschluss, wie Rückfragen bei seiner Zürcher Quelle und bei Romands zeigen: Wenn überhaupt, wird «Allemands» statt «Alémaniques» als kleine Boshaftigkeit gesagt, ohne ernstgemeinte ethnische Zuordnung. Das Stelleninserat, so wollen wir hoffen, hatte ebenfalls keine ethnischen, diesmal «schweizerdeutschen» Hintergedanken.

© Daniel Goldstein ([sprachlust.ch](http://sprachlust.ch))